



AGUSTÍN MARTÍNEZ

MONTEPERDIDO

DAS DORF DER VERSCHWUNDENEN MÄDCHEN

KRIMINALROMAN

 | FISCHER

Tochter würde wieder verschwinden, mitsamt dem Krankenhausbett, dem Zimmer und dem Polizisten. Raquel würde schweißgebadet in ihrem Bett aufwachen und feststellen, dass alles nur ein Traum gewesen war. Eine Lüge.

Aber Ana verschwand nicht, als ihre Mutter ihre Hand nahm. Raquel hielt sie ganz fest, als wolle sie verhindern, dass ihre Tochter wieder verschwand. Sie spürte ihre Wärme. Dann ließ sie ihre Hände über Anas Körper gleiten, betastete ihre mit Schnittwunden übersäten Arme, ihre Schultern, ihr Gesicht. Fünf Jahre waren vergangen. Ana war nicht mehr das kleine Mädchen, das damals verschwunden war. Sie war jetzt sechzehn, ihr Gesicht hatte sich verändert. Schmäler, die Lippen voller, weiße Haut. Sie war fast eine Frau.

Mit Tränen in den Augen drehte sich Raquel zu Santia-go Baín um.

»Hat schon jemand mit ihr gesprochen? Hat sie was erzählt?«, fragte sie.

»Noch nicht«, antwortete der Inspektor.

Víctor Gamero räumte ein Regal für Sara leer. Eigentlich war der Raum als zusätzliches Büro gedacht gewesen, aber weil die versprochene Verstärkung nie in Monteperdido angekommen war, nutzten sie ihn nun als Abstellraum. Víctor erzählte Sara, dass es in der Dienststelle neun Polizeibeamte gab, außerdem vier Männer von der Bergwacht, die Offizier Sanmartín unterstanden. Aber Sara bezweifelte, dass sie mit dieser Sondereinheit rechnen konnte. Die Bergrettung hatte wahrscheinlich mehr als genug mit den Touristen zu tun, die unvorbereitet ins Gebirge gingen.

»Die werden erst mal ihre eigene Arbeit machen müssen«, sagte Sara.

»Sie haben hier das Kommando«, erklärte Víctor, obwohl er nicht vorhatte, Anweisungen von Sara Campos und Inspektor Baín entgegenzunehmen, die nicht unmittelbar mit dem Fall der entführten Mädchen zu tun hatten.

In dem Raum gab es zwei Schreibtische und ein großes Fenster. Es war Nacht, und so konnte man den Kiefernwald nicht sehen, der unmittelbar an die Straße grenzte. Dort waren die Mädchen verschwunden. Sara ließ die Akten auf einen der Schreibtische fallen.

»Brauchen Sie noch was?«, fragte Víctor.

»Die Schlüssel zum Gebäude und einen Computer.«

»Morgen lasse ich Ihnen einen aufstellen«, versprach er, während er ihr einen Schlüssel für die Dienststelle überreichte.

»Dann bis morgen früh um halb sieben vor der Pension. Ich möchte, dass Sie mich zu der Stelle fahren, wo das Mädchen gefunden wurde.«

»Ich kann Ihnen einen Wagen zur Verfügung stellen.«

»Mir ist es lieber, wenn Sie mich abholen kommen«, sagte Sara bestimmt. »Wenn wir unsere Arbeit gut machen, werden wir Lucía finden.«

»Wir machen unsere Arbeit immer gut«, erwiderte Víctor bissig.

»Kann ich gehen, oder soll ich Sie noch zur Pension bringen?«

»Ich gehe zu Fuß. Es gibt höchstens vier Straßen im Dorf. Ich glaube nicht, dass ich mich verlaufe.«

Víctor lächelte, dann verließ er das Büro. Seine ruhige, besonnene Art gefiel Sara. Er erinnerte sie an einen Sheriff aus einem Western, der vor seinem Büro saß, das Gewehr im Arm, eine Zigarre zwischen den Lippen, während die Sonne über der Prärie unterging. Sie lebte in einem anderen Tempo, das durch die Hektik der Ermittlungen vorgegeben wurde, er hingegen schien ganz eins mit sich und der Natur. Vielleicht musste das an einem Ort wie Monteperdido so sein.

Sara lächelte noch immer, als Víctor mit einem Teller zurückkam und ihn auf den Schreibtisch stellte. Es war ein Stück zimtbrauner Kuchen auf einem Spiegel aus gelber Soße.

»*Candimus*«, erklärte er. »Die Freundin von einem unserer Polizisten ist Konditorin. Es ist ein typisches Dessert hier aus der Gegend. Ich habe einen bei ihr bestellt, als ich erfahren habe, dass Ana gefunden wurde. Ich wollte ihn ihr mitbringen«, setzte er hinzu. »Aber da sie ja vorerst im Krankenhaus bleiben muss, sollten wir ihn aufessen, bevor er schlecht wird. Wir bringen ihr einen neuen, wenn sie nach Hause kommt.«

»Danke«, sagte Sara ein wenig überrascht.

»Er schmeckt nach Karamell und Zitrone, wirklich lecker, Sie werden sehen.«

Als Víctor gegangen war, betrachtete Sara das Stück *Candimus*. Darauf waren ein paar Buchstaben aus Zucker, vermutlich ein Teil der

Aufschrift, mit der der Kuchen verziert gewesen war: »illko«.

»Willkommen«, nahm sie an.

Sara seufzte. Sie benahm sich wie ein Ekel, und Gamero brachte ihr ein Stück Kuchen. Sie tunkte den Finger in die Soße und leckte ihn ab. Es schmeckte köstlich.

Santiago Baín wartete, dass der Kaffeeautomat im Wartebereich den Espresso ausspuckte, um den Raquel ihn gebeten hatte. Sie hatte bei ihrer Tochter bleiben wollen, aber der Arzt hatte darauf bestanden, dass Ana ihre Ruhe brauche. Auf dem Weg zum Wartebereich hatte Santiago dem Arzt ein Zeichen gegeben, und der hatte ihn in ein leeres Zimmer geführt. Er wolle so schnell wie möglich mit Ana sprechen, er müsse wissen, was passiert war, sagte ihm der Kommissar. Aber der Arzt hatte sich geweigert, den Aufwachprozess zu beschleunigen.

»Das Leben eines weiteren Mädchens hängt von Ihrer Entscheidung ab«, hatte Santiago ihn unter Druck gesetzt.

»Jetzt muss ich mich zuallererst um Anas Leben kümmern. Und ich werde kein Risiko eingehen.«

Es wäre ein grausames Spiel des Schicksals, wenn Raquel ihre Tochter zurückbekam, nur um sie wieder zu verlieren. Santiago wusste, dass er sich gedulden musste. Ana würde schon noch aussagen.

»Wer hat eigentlich das Auto gefunden?«, fragte Raquel, als Santiago ihr den Kaffee brachte.

»Ein Mann aus Posets. Er war auf dem Rückweg aus Barbastro, als er den Rauch bemerkte. Zuerst dachte er, es würde brennen, aber dann entdeckte er das Auto.«

»Ich würde mich gern bei ihm bedanken. Wenn er das Auto nicht gesehen hätte ...«

»Sie sollten nicht darüber nachdenken, was hätte passieren können. Ana ist hier, das ist alles, was zählt«, sagte Santiago beruhigend.

Plötzlich hallten Schritte durch die stillen Krankenhausflure. Jemand kam eilig näher, bog beinahe im Laufschrift um die Ecke und blieb im Wartebereich stehen, um zu Atem zu kommen. Raquel fuhr überrascht auf, als sie ihn sah.

»Álvaro, was machst du denn hier?«

Es war fast vier Jahre her, seit sie ihren Mann zuletzt gesehen hatte.

Sara streckte sich. Ihr Rücken schmerzte. Sie waren am Vormittag in Madrid losgefahren, und seither hatte sie keine Minute Ruhe gehabt. Die Uhr zeigte vier Uhr nachts, und auf dem Schreibtisch herrschte nach wie vor Chaos. Blätter voller Notizen und Unterstreichungen. Sie stand auf, nahm die Schlüssel, die Víctor Gamero ihr gegeben hatte, legte das Pistolenhalfter um, das sie über die Stuhllehne gehängt hatte, und ging hinaus.

Von den Bergen wehte ein kühler Wind. Sie hätte gern etwas Wärmeres angehabt als den Sweater. Bevor sie sich auf den Weg zur Pension machte, betrachtete sie den Wald auf der anderen Straßenseite. Sie überquerte die Straße, und für einen Moment war sie versucht, sich den Wald genauer anzusehen, obwohl sie wusste, dass es Unsinn war. Es war stockdunkel, und in diesem Wald war nichts, was ihr etwas über Lucía verriet.

Diesem Mädchen galt ihre erste Sorge. Wenn der Mann, der den Wagen gefahren hatte, der Entführer der Mädchen war, konnte es sein, dass Lucía immer noch irgendwo eingesperrt war. Niemand wusste, in welchem Zustand sie sich befand und wie lange sie allein überleben konnte.

Monteperdido lag still da. Das Rauschen des Flusses, der Wind in den Bäumen und ihre eigenen Schritte auf dem Asphalt waren alles, was zu hören war. Sie wusste, dass sie heute Nacht kein Auge zutun würde, aber eine Dusche und ein paar Stunden Ruhe würden ihr guttun.

Die Straße führte bergauf zur Brücke, die über den Fluss führte; die meisten Häuser des Dorfs lagen auf der anderen Seite. Sie ging am Waldrand entlang, als sie plötzlich ein Geräusch hörte. Sie spähte zwischen die Bäume. Die Dunkelheit war mit Händen zu greifen. Etwas bewegte sich, Blätter raschelten. Sie griff nach der Pistole und entsicherte sie. Gleichzeitig kam sie sich dumm vor, weil sie ihre Angst nicht im Griff hatte. Das ist die Müdigkeit, sagte sie sich. Es ist dieser Ort. Die Gedanken, was mit Lucía passiert sein könnte. Das war es, was ihr zu schaffen machte. Und das war es, was Santiago ihr ersparen wollte, indem er sie aus den Vernehmungen heraushielt.

Plötzlich kam ein dunkler Schatten aus dem Wald gestürzt und

machte einen Satz auf sie zu. Als Sara sich umdrehte, war das Tier schon bei ihr. Im Reflex hob sie die Pistole und schoss. Das Blut war wie ein roter Pinselstrich in der Nacht. Der Hund brach mit einem Jaulen zusammen. Die Pistole noch in der Hand, betrachtete Sara den wimmernden Hund. Der Schuss hatte ihn an der Flanke getroffen. Sara ging näher an das Tier heran. Es war Nieve, Víctors Hund.

»O Gott«, entfuhr es ihr.

Die Polizisten, die den Eingang des Krankenhauses bewachten, hatten Befehl, niemanden durchzulassen. Nicht mal ihn, Joaquín Castán. Lucías Vater. Als die Ermittler gegangen waren, hatte er sich wie ein wildes Tier im Käfig gefühlt. Seit Jahren hatten sie auf ein Wunder gewartet. Aber nicht auf dieses Wunder. Obwohl niemand es aussprach, wusste er, was Montserrat dachte: Warum Ana? Warum nicht Lucía? Gott hatte sich nicht nur geweigert, ihre Wunde zu heilen. Nein, er legte den Finger noch tiefer hinein und wühlte darin herum.

»Ich fahre ins Krankenhaus«, sagte Joaquín schließlich. »Kommst du mit?«

Montserrat schüttelte fast unmerklich den Kopf.

»Soll ich deinen Bruder anrufen, damit er vorbeikommt?«, fragte Joaquín, aber sie schüttelte erneut den Kopf. Sie wollte allein sein.

»Alles in Ordnung? Geht es dir gut?«, erkundigte er sich.

»Wie sollte es mir gutgehen?«, flüsterte Montserrat.

Joaquín hatte mit Víctor gesprochen, aber der konnte ihm auch nicht weiterhelfen. Die Kriminalbeamten aus Madrid hatten den Fall übernommen. Was wollte er hier? Er beschloss, nach Monteperdido zurückzufahren und den nächsten Morgen abzuwarten. Er wusste, dass Montserrat schlaflos im Bett lag, weil sie Angst davor hatte, dass das Nächste, was sie von Lucía zu Gesicht bekamen, ihre Leiche sein würde.

Joaquín sah Raquel aus dem Krankenhaus kommen. Sie setzte sich auf eine Bank neben dem Eingang und nahm ein Päckchen Zigaretten heraus, aber es war leer. Dann entdeckte er den Kommissar, der bei ihm zu Hause gewesen war, und dahinter Álvaro. Seine schlanke Gestalt, das glatte, frühzeitig ergraute Haar, das er sich mit einer Geste aus dem Gesicht strich, die er so oft an ihm gesehen hatte.